

Familie(n) leben

Alle Menschen haben eine Vorstellung davon, was unter Familie zu verstehen ist. Sie stammt zumeist aus den Erfahrungen in der eigenen Herkunftsfamilie – überwiegend auch aus Erfahrungen in einer selbst gegründeten Familie. Familie gilt als Teil des privaten Lebens, obwohl ihre gesellschaftliche Bedeutung immens ist und die gesellschaftlichen Einflüsse und gezielten Einwirkungsversuche umfassend sind. Auf Grund des vermeintlich privaten Charakters wird das eigene Bild von Familie durch pädagogische Fachkräfte häufig wenig reflektiert, obwohl derartige Bilder als Deutungsmuster für die Einschätzung der sozialen Praktiken in Familien für die Arbeit mit den Familien von hoher Bedeutung sind.

Behinderung wurde lange Zeit als Gefährdung der Familie konzipiert. Diese Auffassung ist zwar durch Forschung seit langem überholt, scheint aber in den Deutungsmustern im Kontext Familie und Behinderung noch nachzuwirken. Nahezu alle Beiträge in diesem Heft thematisieren die benötigte zusätzliche Unterstützung und die Erschwernisse, die durch eine unzureichende Passung dieser Unterstützung und ein mangelndes Verständnis der Vertreter*innen verschiedener Angebote für die Belange, Interessen und Wünsche der Familien entstehen. Mehrere Beiträge beschreiben auch übergreifende soziale Deutungsmuster, nach denen Behinderung – bzw. eigentlich Beeinträchtigung – gesellschaftlich unerwünscht ist, aller Inklusionsrhetorik zum Trotz, und die Notwendigkeit für Eltern und Familien, sich dazu zu verhalten. Zusammen mit einem defizitorientierten Bild von Familie im Kontext von Behinderung und der Notwendigkeit, bei der Inanspruchnahme von Unterstützung immer wieder Privates zu offenbaren, können diese Deutungsmuster für Familien in der Notwendigkeit resultieren, immer wieder unter Beweis zu stellen, dass sie ‚funktionieren‘ bzw. ‚richtig‘ sind.

Aber was ist eine ‚richtige‘ Familie überhaupt, und lässt sich dies heute überhaupt noch allgemein beschreiben?

Eine etablierte Definition, die sich auf Merkmale von Familien bezieht, weist auf das Vorhandensein mehrerer Generationen unter Einbezug minderjähriger Kinder sowie zweier, in der Regel miteinander verheirateter Elternteile unterschiedlichen Geschlechts hin. Diese Definition thematisiert vorrangig die unterschiedlichen, einmaligen Rollen (Vater, Mutter, Tochter, Sohn). Zwar haben Verheiratetsein und Geschlecht stark an Bedeutung verloren, dennoch prägt diese Definition unser Bild einer ‚normalen‘ oder durchschnittlichen Familie noch stark. In neueren Definitionen beansprucht daher die Sorgebeziehung als Merkmal von Familie einen größeren Raum (Nave-Herz 2013, 29f.). Damit richtet sich auch der Blick der Forschung zunehmend auf die von Familien zu leistenden Aufgaben und der von ihnen ausgebildeten sozialen Praktiken, mit deren Hilfe sie u. a. diese Aufgaben erfüllen. Karin Jurczyk unterscheidet in der Beschreibung der Herstellungsleistungen von Familien die Praktiken des „Balancemanagements“ als organisatorische Ebene, der „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ als sinnstiftende Ebene und des „Displaying Family“ (Jurczyk 2014, 61ff.) als der nach außen gerichteten, inszenatorischen Ebene.

In diesem Themenheft sind Beiträge versammelt, die in sehr unterschiedlicher Form die Frage behandeln, was Behinderungserfahrung für Familien und ihre Mitglieder, insbesondere die Mütter, bedeutet, wobei sich die benannten Herstellungsleistungen und ‚Care‘-Beziehungen in unterschiedlicher Form finden lassen. Dabei folgt die Reihung dem Verlauf der Familienphase beginnend mit einem Beitrag, der die Phase der Familiengründung thematisiert, über junge Familien zu Familien mit Schulkindern.

Den Auftakt macht ein Beitrag von *Cleo Stierand* und *Bettina Lindmeier*, der sich mit

dem Erleben der Entscheidungssituation nach einem positiven pränataldiagnostischen Befund beschäftigt: Nicht erst nach der Geburt, sondern bereits in der Frage, ob die Schwangerschaft fortgesetzt werden soll, wozu die befragte Frau sich durchzuringen sucht, werden widerstreitende soziale Deutungsmuster von Behinderung, Familie und Mutterschaft virulent. Es folgt ein Beitrag von *Ines Potthast*, die ebenfalls eine Phase der Entscheidung untersucht, und zwar die Entscheidung für ein Cochlea Implantat nach der Diagnose einer Gehörlosigkeit in den Wochen nach der Geburt. Ihr abschließender Appell für eine ergebnisoffene Beratung und das grundsätzliche Angebot der Bilingualität ließe sich als eine Maßnahme interpretieren, die im Sinne der oben angeführten „Konstruktion von Gemeinsamkeit“ verstanden werden könnte, da sie der „Konstruktion von Intimität“ (ebd., 30) dient. *Kathalin Lichte*, *Cora Feismann*, *Kilian Gramann* und *Imke Niediek* schließen mit Beobachtungen aus einem Begleitforschungsprojekt an, in dem im Sinne der Peer-Beratung Eltern von Kindern mit Kommunikationsbeeinträchtigungen miteinander über Fragen des Familienalltags und die Unterstützung Ihrer Kinder in der KiTa, Schule und Freizeit diskutieren. *Marek Grummt*, *Romy Semmler* und *Christian Lindmeier* stellen die Ergebnisse einer Untersuchung vor, die vom Autismus Verband Deutschland als Mitgliederbefragung durchgeführt wurde, deren Daten aber von dem Autor*innenteam ausgewertet wurde. Aus dem Datenkorpus werden vorrangig die Rückmeldungen zu inklusiven schulischen Strukturen dargestellt und diskutiert. Die Ergebnisse weisen auf die Bedeutung spezifischer, angepasster Unterstützung für Schüler*innen im Autismus Spektrum und

ihre Eltern hin und zeigen indirekt auch die Bedeutung, die Eltern für die Sicherstellung dieser Unterstützung nach wie vor haben. Die Studie von *Miriam Düber* nimmt eine etwas andere Perspektive ein als die bisherigen Beiträge, denn sie beschäftigt sich mit der Situation von Eltern mit Lernschwierigkeiten. Noch stärker als Eltern behinderter Kinder sind sie sozialer Kontrolle hinsichtlich der Qualität ihres Familienlebens durch Fachkräfte ausgesetzt und erleben sich entsprechend überwiegend in einem ständigen inneren und äußeren Aushandlungsprozess bezüglich der Annahme von Unterstützung und der Behauptung ihrer Autonomie. Statt eines „Da war noch...“ schließen *Silke Hennigsen* und *Alexandra Cremer* das Heft mit zwei persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen aus der Praxis schulischer Inklusion – die eine aus Sicht einer engagierten Lehrkraft, die andere aus Elternsicht.

Wir wünschen wie immer viel Spaß beim Lesen!

Bettina Lindmeier und Imke Niediek

Jurczyk, Karin (2014): Familie als Herstellungsleistung. Hintergründe und Konturen einer neuen Perspektive auf Familie. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas & Thiessen, Barbara (Hrsg.): *Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist.* Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 50–70

Nave-Herz, Rosemarie (2013): Eine sozialhistorische Betrachtung der Entstehung und Verbreitung des Bürgerlichen Familienideals in Deutschland. In: Krüger, Dorothe Christa/Herma, Holger & Schierbaum, Anja (Hrsg.): *Familie(n) heute. Entwicklungen, Kontroversen, Prognosen.* Weinheim und Basel: Beltz Juventa. S. 18–35